Bezugs-Preis

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure ins Haus gebracht: Ausgabe A (nur morgens) vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M.; Ausgabe B (morgens und abends) vierteljährlich 4.50 M., monatlich 1.50 M. Durch die Post bezogen (1 mal täglich) innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M. ausschl. Postbestellgeld, für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 5 K 45 h.

Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.

Die einzelne Nummer kostet 10 Pfg.

Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8. Telegr. Nr. 14692, Nr. 14693, Nr. 14694.

Berliner Redaktions-Bureau: Berlin NW. 7, Prinz Louis Ferdinand-Straße 1. Telephon I, Nr. 9275.

Abend-Ausgabe B.

Leipziger Tageblatt und Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

für Inserate aus Leipzig u. Umgebung die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf., Reklamen 75 Pf.; von auswärts 30 Pf., Reklamen 1 M.; vom Ausland 50 Pf., finanz. Anzeigen 75 Pf., Reklamen 1.50 M.

Inserate v. Behörden im amtlichen Teil 40 Pf. Beilagegebühr 5 M. p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10 (Tel. VI, 4603).

Nr. 164. Sonnabend 15. Juni 1907. 101. Jahrgang.

Das Neueste vom Tage.

(Die nach Schluß der Redaktion eingegangenen Depeschen stehen auf der 3. Seite des Hauptblattes.)

Die Krisis in Rußland.

Aus guter Quelle wird dem Petersburger Korrespondenten der „Vossischen Zeitung“ mitgeteilt, nach 6 Uhr habe sich im Elagintpalast, wo Stolypin jetzt wohnt, der Ministerrat versammelt. Stolypin selber sei nach Peterhof zum Zaren hinbeschieden. Die Sitzung werde unter dem Vorsitz Kokowzews fortgesetzt. An der Sitzung nahmen teil der Stadthauptmann und die Chefs der in Petersburg stehenden Truppen. Aus der Umgegend sollen das Preobrashenski- und das Leibdragoner-Regiment nach Petersburg beordert sein. Im Falle der Auflösung soll in Petersburg der Kriegszustand verkündet werden. Zum Oberbefehlshaber wird General Sarubajew ernannt werden. (Derjenige General, hinter dem sich vor einem halben Jahre ein Großfürst versteckte, als er die Rache der Nihilisten fürchtete.) — Dem „B. L.-A.“ zufolge muß die von der Duma gewählte Kommission von 22 Mitgliedern auf den Antrag Stolypins die Entscheidung innerhalb von 24 Stunden fällen.

Die Friedenskonferenz.

„Petit Parisien“ veröffentlicht eine Unterredung seines Mitarbeiters mit dem französischen Vertreter für die Haager Friedenskonferenz, Leon Bourgeois. Dieser erklärte, das Publikum brauche keine allzugroße Unruhe und Pessimismus an den Tag zu legen, denn es gebe noch andere, wichtigere Fragen, als die der Einschränkung der Rüstungen, zu beraten. Die Arbeiten der Konferenz würden nicht theoretischer Natur sein, sondern praktische Resultate zeitigen. — Der Haager Korrespondent der „Frkf. Ztg.“ sprach gestern den zweiten amerikanischen Delegierten und früheren Botschafter Horace Porter, der mit bezug auf die Abrüstung sagte, Amerika mit seinen 60 000 Soldaten habe es gar nicht nötig, abzurüsten. — Wünscht aber, daß andere es tun. — Von morgen ab erscheint im Haag täglich während der Dauer der Friedenskonferenz ein von dem bekannten Friedensfreund Stead herausgegebenes Blatt zur Förderung der Friedensidee. — „Echo de Paris“ erfährt, daß sich Frankreich auf der Haager Konferenz nicht direkt im Sinne des Schutzes des Privateigentums im Seekriege auszusprechen gewillt sei, da es die Freiheit seiner Aktion nicht beeinträchtigen wolle.

Die Winzer-Bewegung.

Aus Narbonne wird gemeldet, daß die Einberufung der Reservisten des 25. Infanterieregiments, die auf den 25. dss. anberaumt worden war, auf ministerielle Anordnung hin verschoben worden ist. — Marcellin Albert, der Führer der Winzerbewegung, telegraphierte an die Bürgermeister der beteiligten Städte: „Wir haben keine Befehle vom Ministerpräsidenten entgegenzunehmen. Ich ersuche Sie, sich hiernach zu richten.“ — In Paris gehen die wildesten Gerüchte um. Man spricht von einer bevorstehenden Verhaftung Alberts. Andere fürchten ein Pronunciamento der Monarchisten.

Das Veto des Oberhauses.

Campbell Bannerman hat im Unterhaus den Wortlaut des Entwurfs über das Veotrecht des Oberhauses, der am 24. d. M. beraten werden soll, verteilen lassen. — Amtlich wird bekannt gegeben, daß die vom Premierminister in der Sitzung des Unterhauses vom 11. d. M. für den 24. d. M. angekündigte Regierungsresolution über das Oberhaus besagen wird: um dem Willen des Volkes, wie er durch dessen gewählte Vertreter ausgedrückt worden sei, Wirksamkeit zu geben, sei es notwendig, daß die Befugnisse des Oberhauses, die vom Unterhause beschlossenen Gesetzesvorlagen abzuändern oder zurückzuweisen, gesetzlich so beschränkt werden, daß innerhalb der Dauer desselben Parlamentes die Schlußentscheidung des Unterhauses obsiegen soll. — Damit wäre die bisherige Verfassung Englands von Grund aus umgestürzt.

Politisches.

Zur Reform der Kolonialgesellschaft.

Wir haben vor kurzem zwei Artikel über die Verhältnisse in der Deutschen Kolonialgesellschaft gebracht. Im ersten dieser Artikel wurde an der Gesellschaft eine überaus scharfe Kritik geübt — der andere suchte diese abzuschwächen, bestritt aber ebenfalls nicht, daß Reformen in der Arbeit der Gesellschaft notwendig seien. Mit Recht wurde gesagt, man solle nicht nur kritisieren, sondern auch positive Reformvorschläge machen. In diesem Sinn schreibt jetzt „Der deutsche Bote“: Unter solchen Reformvorschlägen möchten wir heute einen der besonderen Beachtung den an der Vorbereitung arbeitenden Kreisen empfehlen, nämlich den, die arbeitshemmende Institution des geschäftsführenden Vizepräsidenten zu ersetzen durch einen besoldeten Geschäftsführer, auf deutsch „Generalsekretär“, der sich ausschließlich mit aller Kraft diesem Amte zu widmen hat.

Wir brauchen uns bei der Begründung dieses Vorschlags nicht lange aufzuhalten. Es liegt auf der Hand, daß eine energische, tatkräftige, arbeitsfreudige Persönlichkeit auf diesem Posten die ganze Wirksamkeit der Kolonialgesellschaft auf ein anderes Niveau heben und beflügeln könnte. So dankenswert die Mitwirkung aller Diener des Staates, — seien es nun ausgediente Offiziere oder Diplomaten oder hohe Beamte der Zivilverwaltung — in den nationalen Vereinigungen ist, so wenig zuträglich ist es diesen Organisationen doch, wenn die eigentliche Geschäftsführung in der Hand von Persönlichkeiten liegt, die nicht mehr über die volle, ungeschwächte Arbeitsfrische verfügen. Hut ab vor jedem grauen Haupt — aber darüber nicht vergessen, daß es auch für Ehrenämter eine Altersgrenze gibt!!

Man ist in der Kolonialgesellschaft gerade bei der Vorbereitung durchgreifender Satzungsänderungen; da sollte man ganze Arbeit machen und den Instanzenweg zwischen dem Präsidenten und den ausführenden Organen abkürzen, sollte vor allen Dingen die Einrichtung des geschäftsführenden Vizepräsidenten beseitigen und die ganze Hauptarbeit in die Hand eines Generalsekretärs bezw. besoldeten Geschäftsführers legen.

*

M.p. **Zur Kriegsakademie** in Berlin sind durch Verfügung des Chefs des Generalstabes der Armee 133 Oberleutnants und Leutnants für den am 1. Oktober 1907 beginnenden neuen dreijährigen Ausbildungskursus kommandiert worden. Von diesen Offizieren gehören an: der Infanterie 89, der Kavallerie 11, der Feldartillerie 20, der Fußartillerie 4, dem Pionier- und Ingenieurkorps 8, der Marine-Infanterie 1. Unter dem Kommandierten sind 13 Gardisten, 7 Sachsen und 5 Württemberger. Nächst der Garde stellt das X. (hannoversche) Korps die meisten Kriegsakademiker (8), während von einzelnen Truppenteilen das 3. Garde-Regiment z. F. mit 4, das Infanterie-Regiment von Courbière (in Görlitz) mit 3 zum Herbst neu kommandierten Offizieren an der Spitze der Liste stehen.

M. p. **Moltkes Klagesache.** Den bisher aus der Umgebung des Kaisers entsendeten Militärs und Diplomaten sind verschiedentlich in der Presse Verteidiger entstanden. Vor allem hat man versucht, den Grafen Kuno Moltke als ein unschuldiges Opfer der Verhältnisse hinzustellen. Wie die „Mil.-pol. Korrespondenz“ mitteilt, ist es allerdings richtig, daß Graf Moltke eigene Verfehlungen delikater Art energisch bestreitet und hierin auch durchaus Glauben findet; er hat jedoch, als ihm unumstößliche Tatsachen aus dem Leben anderer schwer kompromittierter Hofherren und ihre Zugeständnisse entgegengehalten wurden, erklären müssen, daß er „von dem Treiben dieser seiner intimen Freunde gewußt und in der Behandlung ihrer persönlichen Angelegenheiten unvorsichtig und zu gutmütig gewesen sei“. Auf die ausdrücklich übernommene Verpflichtung gegen seine Angreifer im Klagewege vorzugehen, ist dann die Verabschiedung des Grafen Moltke in der konventionellen Form erfolgt. Mit dieser Tatsache entfällt natürlich auch die Mythe, es sei von hoher Stelle her ein Druck auf das Niederschlagen des kommenden höfischen Meineideprozesses ausgeübt worden. Gerade am maßgebenden Orte will man volle und ganze Klarheit. Ob freilich die Privatklage des Grafen Moltke einen besseren Erfolg haben wird, als seine Versuche, die Staatsanwaltschaft für seinen Fall zu interessieren, scheint schon deshalb fraglich, weil mehrere Rechtsanwälte die Vertretung des ehemaligen Kommandanten von Berlin als aussichtslos abgelehnt haben, ehe Justizrat von Gordon seine juristische Vertretung übernahm. — Bedenkt man, daß Harden jetzt bestreitet, von wirklichen Verfehlungen jener Hofherren geschrieben zu haben, Graf Moltke aber nach dieser Nachricht von solchen Verfehlungen gewußt hat, so wird eine Klage Moltke gegen Harden immer weniger aussichtsreich.

* **Konservativer Delegiertentag.** Ein konservativer Delegiertentag findet, wie die „Kreuzzeitung“ meldet, am Mittwoch, 11. Dezember, im Architektenhause in Berlin statt. Die Tagesordnung ist jedoch noch nicht festgesetzt.

* **Preußische Landtagswahl.** Auf Anordnung des Ministers des Innern soll nach der „Neuen politischen Correspondenz“ vom Königl. Statistischen Landesamt mit möglichster Beschleunigung eine besondere Bearbeitung der Landtagswahlen vom Jahre 1903 vorgenommen werden. — Optimisten werden hieran vielleicht die Hoffnung knüpfen, es handle sich um die Vorbereitung einer Landtagswahlreform in Preußen.

* **Gedenktage.** Die Jahre 1906 und 1907 sind für Deutschland und speziell Preußen reich an traurigen Hundertjahrfeiern, unter denen die des 14. Oktober 1906 (Jena) und 14. Juni 1907 (Friedland) fast die traurigsten sind. Es gibt aber auch stolze Erinnerungstage dieser Zeit. So begeht am 13. und 14. Juli d. J. die Stadt Cosel in Oberschlesien die hundertjährige Gedenkfeier ihrer heldenmütigen und ruhmvollen Verteidigung im Jahre 1807. Vor allem wird sie dem Gedächtnis des heldenmütigen Verteidigers der Festung Cosel Generalmajors David v. Neumann und des Oberstleutnant v. Westronski gelten. Der Magistrat der Stadt Cosel versendet soeben Einladungen zu dieser Feier an Ehrengäste.

*

* **Professor Labands Gutachten.** Professor Laband-Straßburg übermittelte der luxemburgischen Regierung ein vorläufiges Gutachten über die Thronfolgefrage, durch das dem Grafen Merenberg alle Ansprüche auf den luxemburgischen Thron abgesprochen werden. Wenn Laband eine andere Ansicht hätte, wäre das Gutachten natürlich nicht bestellt gewesen. Laband ist der Ansicht, daß der Graf von Merenberg nicht Agnat des nassauischen Hauses ist; auch sei er auf Grund der Erb-Einigung von 1783 nicht sukzessionsfähig und habe deshalb keinen Anspruch auf den Thron und das Hausfideikommißgut. Eine Thronbesteigung des Grafen von Merenberg widerspräche ferner der Wiener Konvention und dem Londoner Vertrage von 1867. Professor Laband kommt zu dem Schluß, daß einer Dynastie Merenberg in Luxemburg die völkerrechtliche Anerkennung ermangele, und es sei fraglich, ob alle Mächte sich herbeilassen würden, sie zu erteilen und mit Luxemburg in diplomatischen Verkehr zu treten. Schließlich widerspricht aber auch das neue Erbfolgegesetz den älteren Bestimmungen. Es ist nicht einzusehen, weshalb das Ebenbürtigkeitsprinzip heiliger sein soll als das salische Gesetz, das doch bisher in Luxemburg gegolten hat.

* **Die österreichischen Sozialisten.** Der sozialistische Verband, welcher 87 Mitglieder zählt, hielt gestern den ganzen Tag über Beratungen ab und ernannte einen zwölfgliedrigen Vorstand. Der Verband teilt sich in fünf Nationalitätengruppen: Deutsche, Tschechen, Polen, Ruthenen und Italiener, er beansprucht eine Vizepräsidentenstelle im Abgeordnetenhaus und stellt hierfür Pernerstorffer auf.

* **Englischer Ordensregen.** Der König verlieh dem Großherzog von Oldenburg und dem Landgrafen von Hessen das Großkreuz des Viktoriaordens. — Der König hat dem deutschen Generalfeldmarschall von Hahnke das Großkreuz des Viktoriaordens und den anderen deutschen Offizieren den Viktoriaorden in verschiedenen Klassen verliehen.

Mr. Taft schwer erkrankt! Aus St. Paul de Minnesota wird gemeldet: Der hier weilende Kriegssekretär Taft ist plötzlich schwer erkrankt. Sein Zustand ist kritisch. Man glaubt, daß eine Ptomainvergiftung vorliegt. (Leichengift.) — Taft ist bekanntlich Roosevelts Kandidat für die nächste Präsidentenwahl. Wir hatten gerade vor wenigen Tagen ausführlicher über ihn geschrieben. Sein Tod würde vielleicht seinem Gönner doch noch zu einer neuen eigenen Kandidatur bestimmen, so erst auch Roosevelts Bedenken zweifellos sind.

Feuilleton.

Unser Schicksal tragen heißt es besiegen.
Bulwer.

Allerwärts klagt der Mensch Natur und Schicksal an, und sein Schicksal ist doch in der Regel nur Nachklang seines Charakters, seiner Leidenschaften, Fehler und Schwächen.
Karl Julius Weber (Demokritos).

Ein Romanerfolg.

Von Paul Wiegler (Berlin).

Georg Hermanns Berliner Roman „Jettchen Gebert“ hat nun wohl das zehnte Tausend hinter sich. Und ich glaube, daß es immer noch Zeit ist, das liebenswerte, versponnene und versponnene Buch, das man berlinische „Buddenbrooks“ oder eine jüdische „Maria Grubbe“ nennen könnte, zu empfehlen. Hier hat es seinen Mädeerfolg gehabt durch die zarten Töne seines Biedermeierkolorits. Indes, darüber hinaus besitzt es die Andacht und die warme Lebensfülle aufrichtigster epischer Kunst. Und still wird es sich, wenn es seltener „gefragt“ wird, stille Freunde hinzuerwerben. Denn Jahre hat es gebraucht, Jahre des Schweigens, Jahre der Sammlung. Bereits sieben sind verflossen, seit ich in Jakobowskis entschlafener „Gesellschaft“ die früheren Novellenbände dieses Autors angezeigt habe. Sein erster Roman, die „Spielkinder“, war ein Aufschrei aus Jugenddrang, doch ein unfertiges Buch. Sein zweiter Roman ist fertig, ist das Werk eines Könners. Und da er der Tagesarbeit abgetrotzt wird, ist er in seinen besten Partien das, was sich der männliche Held, der in das jüdische Fräulein Gebert unglücklich verliebte Literat Kößling aus Braunschweig, für seine Sachen wünscht: geheimnisreich, stark, innig, vertrömmt.

Georg Hermanns Art strebt in die Breite. Das ist auf die trübe Resignation der Entwicklungszeit gefolgt. Dickens hat sein zögerndes Tempo wohl noch zögernder gemacht, und er selbst vergleicht sich mit einem Seidenwurm oder einer Hausfrau, die keine Reste in ihrer Wirtschaft duldet. Ins Berlin von 1839 wandte er seinen Erzählerblick. Aus der Gegenwart der Riesenstadt und ihrer Vororte, die er wie kein anderer kennt, wanderte er in den Bereich der Alexis und Heseliel und Fontanes, des größten unter ihnen. Er schildert die Vergangenheit des Berliner Bürgertums, das königstädtische Viertel, die Königstraße, die Spandauer Straße, die Neue Friedrichstraße, die Burgstraße. Ihn reizte es, versunkene Bauten wieder erstehen zu lassen, verschlossene Zimmer wieder zu öffnen. Und wegen dieser bewußten Färbung hat sich etliches von der Manier des archivarischen Romans eingeschlichen. Aus hundert Details, die von Zeitungen, Bildern und Kupfern jener Tage herrühren, ist ein gewissenhaftes Mosaik zusammengesetzt. Ueberall drängen die Kuriositäten sich auf. Doch immerhin gewahrt man selten die Nähte der Entstehung. Selten sind Fälle wie die zu Anfang, wo der Onkel Eli, der gute, altmodische Patriarch der Familie Gebert, mit „weißte“ oder „hörst du“, den Leser mit dem Schwibbogen eines Hauses oder mit der Singuhr der Parochialkirche expreß bekannt zu machen hat. Es überwiegt die Leichtigkeit der reproduktiven Stilkenntnis. In wenigen Seiten komponiert Hermann das Bild der Zeit, in der man die „Elegante Welt“ und den „Gesellschafter“ verfolgte, Hegels Roman im Munde führte und die Heuschschen Droschken, die Sonntag, die Taglioni, die Elßler, die Daguerreotype oder die neuen Hyazinthenfelder in der Fruchtstraße Gesprächsgegenstand waren. Dieses Mosaik gewinnt Seele, weil ein für artistische Delikatesse in hohem Grade empfänglicher Mensch hier die Gelegenheit benutzt, seinen persönlichsten Neigungen sich hinzugeben. Er hat die Gravüren von Hofmann studiert, der nicht bloß den Volkskomiker Glasbrenner, sondern auch den tiefen E. T. A. Hoffmann verbildlichte, und er weiß ein lokalisiertes, pockennarbiges Berliner Fischweib so nachzumalen, daß es mit dem ganzen laustischen Witz der alten, vergilbten Blätter uns ansieht. Und der Gourmet der jüdischen Familie, der Onkel Jason Gebert, der Hagestolz, der zwischen Kößling und seiner Nichte Jettchen eine Zeitlang vermittelt, preist schon einen Unbekannten, einen Zwerg, einen kapriziösen Künstler, den man ihm auf der Straße gewiesen hat: Er heiße Menzel und verkehre beim Tapetenhändler Arnold.“ Wenn Georg Hermann in Jasons Amateurstube geleitet, dann singt er auf alle die herrlichen Porzellanstücke der beiden Mahagonisiervanten ein Gedicht. Wie fein umfängt dieses Buch uns mit der Stimmung eines jeglichen Raumes, in dem seiner Menschen Schicksale sich abspielen. Da sind Treppe und Flur im Hause Salomon Gebert, woselbst Jettchen aufgewachsen ist, mit Reliefs, weißen Gardinen und gestickten Klingelzug. Da ist Jettchens Zimmer, in das der Nußbaum winkt, mit Balsaminen, Betthimmel, weißen Stühlen und dem blanken Glas des Schaukschrankes. Da ist die blaue Stube mit dem silbernen Mäander des Simsek, den blitzenden, roten Gläsern, der Sinumbralampe und den Objektöpfen unter dem blauen Sofa. Da ist das Zimmer beim Patriarchen Eli und bei Tante Minchen, seiner runzligen Hälfte, mit bronzebeschlagenem Tisch auf krummen Füßen, barocken Porzellangruppen und goldenen Stuhllehnen. Und die Menschen werden hin und wieder zu bloßer Staffage.

Es ist charakteristisch, daß bisher kaum von der Handlung die Rede zu sein brauchte, oder daß es möglich war, in einem Satze nebenbei sie anzudeuten. Rasch ist dieser vervollständigt. Nämlich Jettchen Gebert, die mit Kößling im grünen Charlottenburg, in der Sommerfrische, Stunden weltvergessenen Glücks genießt, heiratet, als Opfer der Angehörigen, einen häßlichen Cousin, den Lederhändler Julius Jacoby aus Benschen bei Posen. Das läßt Hermann elegisch ausklingen: mit einer jüdischen Familienhochzeit, der Jettchen schaudernd entläuft. Und je mehr ihr nicht durchaus notwendiges Unglück über sie kommt, desto voller wird des Verfassers Teilnahme, der zuerst noch etwas kalt ist, Jettchen als Farbenstich im Polisanderrahmen hinzaubert und mit einem Björnsonschen Nebschlag direkter Charakteristik ausruft: „O was war sie schön!“ Eine Liebe, die uns das Herz abdrückt, wird diese Liebe erst im zweiten Teil des Buches: als Jettchen, von den Küssen des fernen Kößling noch trunken, in wehrloser Schwäche hinauswankt in die Frühlingsnacht; und unmittelbar vor Jettchens Vermählung, als sie den Geliebten noch einmal trifft und sie in sinnlichem Taumel sich umarmen. Für ihr Ungemach findet Georg Hermann das lyrische Gleichnis von den zwei weißen Faltern, die vor Jettchens Augen einander verlieren. Er behut das Gleichnis zum Thema aus, und es bläst seinen Duft ein: denn öfters stellt er das Verhängnis darauf, daß Kößling der Christ ist, Jettchen die Jüdin, oder Kößling der Hauslehrer und Schriftsteller, Jettchen das Bürgermädchen. „Es muß doch nicht alles Literat sein“, wäre mit Jasons Worten gegen diese Kontrastierungen im Geschmack des älteren Schriftstellerromans einzuwenden. Und Kößlings blasse, typische Haltung schadet dem Eindruck dieser Figur, die Hermann als einen trotzigen Jüngling mit graublauen Augen, als einen Träumer, der in Berlin noch der Erinnerung an seine Braunschweiger Heimat nachhängt, dann zu individualisieren versucht hat.

Einer der positivsten Werte des Romans ist der Genrehumor, der jede Seite von neuem durchdringt. Als ob sie gegenwärtig wäre, prägt die heutige Umgebung dieses melancholischen Paares sich ein: Salomon Gebert, der Händler in seidener Weste, und Tante Riekchen, die unaufhörlich sich zanken und unaufhörlich, zwischen Schlummerrollen und Fensterkissen, sich vertragen; der Onkel Eli, der die Mürbekuchen liebt, und Tante Minchen, die beiden Kakadus; oder Naphtali Jacoby aus Benschen, das Haupt der plebejischen Sippe, der die vornehmeren Geberts erliegen, und gegen den Salomon mit den Worten sich verwahrt: „Gott behüte vor kleinen Städten!“ In solchen Zügen, die er zu einer Studie über den Niedergang des alten, kultivierten Berliner Judentums erweitern wollte, ist Hermann echt. Die Debatten der Familie über die Hochzeitsgeschenke oder die Zeremonie selbst und den Hochzeitsschmaus gibt er mit einem meisterlichen Chronistensinn wieder. Und aus einer Sonntagsgesellschaft im Familienkreis, in der Pfeifenkrautlaube, bei Weißbier und Schnittkuchen, macht er ein ironisches Spießeridyll, das würdig gewesen wäre, als Menzelsche Gouache fortzuleben. Auch die Tragik läßt der Verfasser blitzschnell aus diesem Familiengenre emporschlagen, in der Gestalt des hinkenden Jason, des Epikuräers, dem er durch eine Kriegsanekdote historischen Untergrund gegeben hat, und in der Gestalt eines halben Knaben, Wolfgang Gebert, der innerlich verzweifelt ist und lange wach liegt, als eines Nachts Jettchen ihn stürmisch geliebkost hat.

Das Beglückendste ist noch zu nennen: Hermanns Naturlyrik, die schon in seinen Skizzen ein Wunder war. Ein bißchen Prezjosität mischt sich ein, Klänge aus Jacobsen, dem in „Jettchen Gebert“ zweierlei entlehnt ist, die Frau, die in den lesen Blumenblättern wählt, und das plötzlich helle Zimmer. „Solch ein Obstgarten war das!“ konnte auch Jacobsens weicher Süßigkeit entstammen. Aber wie groß ist Hermanns Vorrat an eigenen Tönen! Leuchtend blühen und quellen die Naturmotive der Jahreszeiten, vom Frühling in den Spätfrühling, vom Sommer in den Hochsommer und Herbst. „Und es kam, wie es kommen mußte.“ Das flutet wie Musik, in vielen Variationen. Und ein Letztes: Hermanns individuelle Note, die Treuer um die Gesangenschaft des einzelnen in seinen Gedanken und Empfindungen, ist nicht ganz verschwunden. „Da ist Politik“, heißt es in dem Buche, „und Gesamtheit und Dichtung und Lebensaufgabe und Lebensbedeutung und Nahrung und Sorgen und Ringen und tiefere Qualen, und plötzlich kommt ein Wirbelwind über uns, und all das ist auseinandergeblasen, als es es nie dagewesen wäre, und nie gedrückt und uns niederfüllt hätte.“ Auch in nächtlichen Gesprächen zwischen Jason und Kößling hat Hermann diese vorchronistischen Betrachtungen laut werden lassen, zu denen sein Inneres ihn trieb.

Vielleicht, daß eine solche Nachdenklichkeit und Trauer den Poeten macht, daß sie es ist, die vom Routinier auf ewig ihn unterscheidet.

*

* **Theobald Kerner.** Man schreibt uns aus Stuttgart: In Weinsberg im berühmten Kernerhause, in dem einst viele Dichter, Philosophen, Politiker und Machthaber als Freunde und Gäste Justinus Kerners verkehrten, begeht heute der erblindete Arzt und Dichter Theobald Kerner seinen neunzigsten Geburtstag. Der greise Poet, der noch mit Uhland, Gustav Schwab und David Friedrich Strauß befreundet war und als eine ehrwürdige Gestalt aus der alten Glanzperiode der schwäbischen Literatur ins moderne Leben hineinragt, ist seit einiger Zeit von schlimmen körperlichen Beschwerden heimgesucht; sein Geist ist aber noch immer frisch und rüstig. Kerners Lieder (erste Sammlung 1843, letzte 1903) haben in einem, wenn auch nicht großen, so doch erlesenen Kreise Anerkennung gefunden; besonders wertvoll und beliebt sind die Gaben, die er zum Gedächtnis seines Vaters gespendet hat, nämlich die Prosaschriften „Das Kernerhaus und seine Gäste“ und „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden“. Dem väterlichen Hause ist er ein treuer Hüter und Pfleger gewesen; er hat es zu einem reichen Museum von Kerner-Erinnerungen, Kunstschätzen, Antiquitäten und Raritäten ausgestaltet. Bis in seine alten Tage zeichnete sich Theobald durch köstlichen Humor aus. Noch vor wenigen Jahren schilderte er in übermütiger Laune poetisch seine kräftige Abwehr des ihn besuchenden Todes:

.... Schon streckte er nach mir die Hand,
Da sprang ich aus dem Bett behend:
„Du Himmelherrgottsakrament!“
Rief ich und warf ihn an die Wand,
„Bei mir geht deine Macht zu End!“

SLUB
Wir führen Wissen.